

Vom Stubensandstein und vom Stubensand

Von Otto Linck

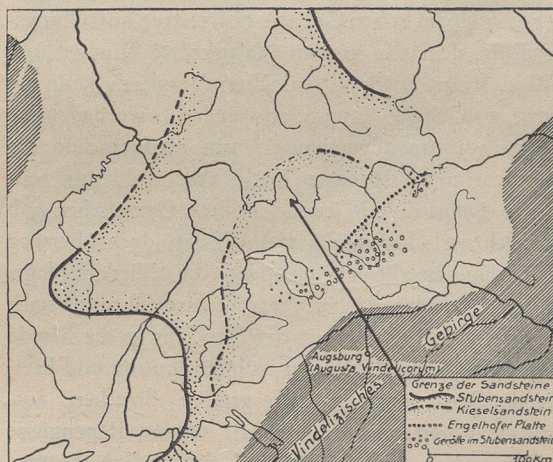
Die meisten Berglandschaften unseres württembergischen Unterlandes werden in Bau und Form von der vierten Stufe des Mittleren Keupers, dem Stubensandstein bestimmt; es sind waldbedeckte Höhenzüge mit hügeligem Relief, die von zahlreichen Tälern und Klingen zerschnitten werden. Hierher gehören weite Teile des Schönbuchs und der Höhen zwischen Böblingen und Stuttgart, das große, zusammenhängende Keuperbergland im Nordosten des Landes, das sich vom Schurwald bis zu den Ellwanger und Löwensteiner Bergen erstreckt, auch der inselhaft vorgeschobene Keuperbergzug des Strombergs und kleine Stubensandsteinvorkommen in der Südwestecke des Landes.

Die Stubensandsteinstufe selbst besteht zum überwiegenden Teil aus weißen Sandsteinen, die einen durchschnittlichen Quarzanteil von 80% haben und nach Korngröße und chemischer Zusammensetzung stark wechseln; vor allem sind die Quarzkörner bald mehr durch kieselige, bald mehr durch tonige oder kalkige Bindemittel verkittet, vielfach finden sich auch lose Sandlagen, die wohl zur Hauptsache ihr früher vorhanden gewesenes Bindemittel durch Auslaugung wieder verloren haben.

Die Masse des Stubensandsteins wurde in der Mittleren Keuperzeit vor etwa 180 Millionen Jahren in einem weiten Kontinentaltrog als mächtiger Schuttfächer eines im Südosten vorhandenen Abtragungsgebiets, des sogenannten Vindelizischen Landes, ausgebreitet (Bild 1); die heutigen Stubensandsteingebiete sind nur Reste der einst geschlossenen Bedeckung des Neckarlands mit Ablagerungen der Mittleren Keuperzeit. Auf dem Vindelizischen Land stand ein hohes Gebirge, dessen Verwitterung das Material der Stubensandsteine lieferte. Richard Lang hat Ausdehnung und Höhe dieses Gebirges berechnet. Pfeiffer ermittelte durch Untersuchung der groben Verwitterungsreste, der Gerölle, die gesteinsmäßige Zusammensetzung des verschwundenen Vindelizischen Gebirges; es bestand vor allem aus Tiefengesteinen, Gneisen, Graniten, Quarziten und jüngeren porphyrischen Ergußgesteinen des Rotliegenden. Am Fuß des Abtragungsgebiets blieben die größten Trümmer liegen, mit zunehmender Entfernung ließ die Transportkraft der bewegenden Kräfte nach, so daß die Größe der Sandkörner mehr und mehr abnimmt, und in dem weit nach Westen vorgeschobenen

Stubensandsteinvorkommen des Strombergs die Sandablagerung schon durch starke Mergelfolgen unterbrochen ist (Bild 2). Diese grauen, grünen oder roten Tonmergel des Strombergs gehören somit auch der Stubensandsteinzeit an; sie vergegenwärtigen niederschlagsarme Zeiten, in denen hier nur noch Feinmaterial angeliefert wurde, das wohl zur Hauptsache aus den rückwärtigen riesigen Sandflächen durch den Wind ausgeblasen und auf die verschiedenste Weise umgelagert wurde.

Auch die spärlich in den Stubensandsteinschichten überlieferten Pflanzen- und Tierreste lassen erkennen, wie diese Stufe des Mittleren Keupers entstanden ist. Es finden sich Stengelstücke und Wurzelböden der großen Schachtelhalmgewächse der Keuperzeit (*Equisetiten*) und Stammtrümmer von Nadelhölzern (*Dadoxylon*). Diese sind, meist durch nachträgliche Tränkung mit Kieselsäure, zu „Kieselhölzern“ und dadurch besonders widerstandsfähig geworden, so daß sie auch auf sekundärer Lagerstätte in späteren eiszeitlichen Schottern unverändert erhalten blieben (Bild 3). Es gab Süßwasserfische, kleine, gesellig lebende Schmelzschupper (*Semionotus*) und an einzelnen Stellen bezeichnenderweise auch Vertreter des Lurch- oder Lungenfisches *Ceratodus*, dessen letzter Nachfahre als berühmtes „lebendes Fossil“ heute noch in einem Fluß Australiens lebt. Das Gesamtbild der Stubensandsteinfauna beherrschten zahlreiche Amphibien und Reptilien, schwerfällige, sumpfbewohnende Panzerlurche, Schildkröten, land- u. wasserbewohnende Scheinkrokodile (Bild 4, 5) und die verschiedensten laufenden und springenden Land-Echsen von kleinen Formen bis zu den großen, aufgerichtet schreitenden Schreckens-Echsen (Dino-



1. Verbreitung und Herkunft der weißen Sandsteine des Keupers (aus G. Wagner, Erd- und Landschaftsgeschichte).



2. Heute stillgelegter Stubensandsteinbruch im Stromberg; unten weißer Werkstein, im Abraum mächtige Mergellagen, die ebenfalls der Stubensandsteinzeit angehören.

sauriern). Zweierlei ist dabei bedeutsam: Einmal, daß von manchen Gattungen (nicht nur Arten!) bis jetzt nur ein einziges Stück gefunden wurde, woraus erhellt, durch welch kleines Fenster wir in die Lebenswelt jener fernen Vergangenheit zurückblicken; auch finden sich die Reste sowohl in vertikaler Erstreckung, also in der Zeit, wie in horizontaler Verbreitung auf einzelne Schichten und begrenzte Fundorte beschränkt, während die Hauptmasse der Stubensandsteine frei von Tier- und Pflanzenresten ist.

In der Zusammenschau ergibt sich als gewaltiges Panorama der Stubensandsteinzeit ein weit gespannter, von einem hohen Gebirge begrenzter Auffüllungstrog, in dem die großen Naturkräfte Wasser und Wind freies Spiel hatten. Zum Vergleich kann an gewisse Gebiete Innerasiens gedacht werden. Das Klima war im allgemeinen warm, wofür schon die Verkieselungen sprechen, hatte aber wohl nur zeitweise eigentlichen Wüstencharakter. Dazwischen gab es auch verhältnismäßig viel Wasser, doch überwog wohl immer die Verdunstung die Niederschläge. Träge mäandierende, in ihrer Wasserführung stark wechselnde Flüsse trugen den Sand bis in die Mulde herein, Katastrophenfluten wühlten ihn um und breiteten Geröllschichten auf großen Strecken aus. Stürme lagerten Tonstaub ab, seltene Regengüsse schwemmten das Feinmaterial zu großen Lettenpfannen zusammen. Alle diese kontinentalen Kräfte wirkten durcheinander. An den Wasserläufen be-

standen zeitweise dünne Galeriewälder und Röhrichte zwischen den weiten Ödflächen. Schaltseen unterbrachen den Lauf der Flüsse, bis die Gewässer in schlammige, salzreiche Endseen einmündeten. Die Tierwelt war an diese im ganzen lebensfeindlichen Verhältnisse angepaßt und mehr oder weniger auf einzelne Lebensinseln beschränkt, die nach unserem Einblick vorwiegend in der Grenzzone zwischen dem großen Sandfächer im Osten und der roten Tonwüste des Beckeninnern lagen.

Der „Stubensandstein“ bestimmt nicht nur als Formationsstufe landschaftlich weite Teile unseres württembergischen Hügellands, seine Sandsteine haben jahrhundertlang auch die umfassendste und vielseitigste Ausnützung unter allen Sandsteinen des Landes erfahren.

Als Bau- und Werkstein hat der „weiße Sandstein“, wie der Stubensandstein auch vielfach genannt wird, freilich nie die Bedeutung des tiefer liegenden, grünlichen oder rötlichen Schilfsandsteins erreicht; dieser ist der eigentliche Werkstein Württembergs, der größte Teil der alten Stadt Stuttgart ist aus ihm erbaut. Auch wechselt die Güte des Stubensandsteins je nach Reinheit und Art des verkittenden Bindemittels außerordentlich, so daß es bei der Verwendung sehr auf die einzelnen Lagen ankommt; haben diese als „Fleinse“ ein kalkhaltiges Bindemittel, so wird der Stein von Industriegasen stark angegriffen (zum Beispiel bei Nachbesserungen mit württembergischem Stubensandstein am Kölner Dom); ist das Bindemittel aber kieselig, so ergeben sie ausgezeichnete Werk-, Schleif- und Mühlsteine; Lagen mit tonigem Ferment stehen in der Mitte. Im bergfeuchten Zustand ist der Stubensandstein meist leicht zu bearbeiten; später wird er durch Lufttrocknung hart und fest, verliert aber vielfach seine weiße, zuckerartige Farbe. Bekannte Bauten aus württembergischem Stubensandstein sind die Rathäuser von Stuttgart und München, das Tübinger Universitätsgebäude, die Gmünder Kirchen, die Frauenkirche in Eßlingen, die Marienkirche in Reutlingen, das Kloster Lorch, die Stuttgarter Marien- und Matthäuskirche. Heute liegen viele alten Werksteinbrüche des Stubensandsteins still.

Besonders bemerkenswert sind die jahrhundertlang wiederholten Versuche, aus dem Stubensandstein Gold zu waschen; tatsächlich enthält der Stubensandstein an vielen Orten in mikroskopisch kleinen Flittern Gold. Es entstammt der Verwitterungsmasse des Vindelizischen Gebirges und war in diesem wohl in den Quarzgängen der Tiefengesteine enthalten;

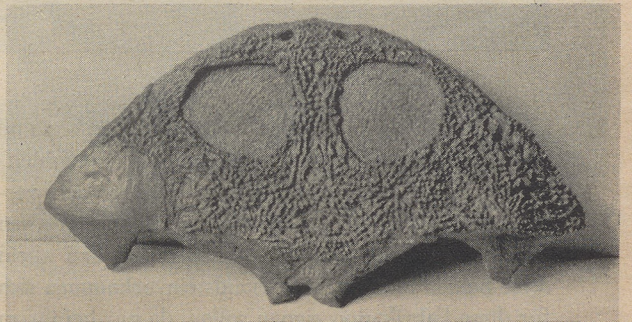
bergmännisch ausgedrückt handelt es sich also bei dem Stubensandsteingold um „Seifengold auf sekundärer Lagerstätte“. Einstige Goldwäschereien sind von Kaltental bei Stuttgart, vom Kern und vom Katzenkopf bei Eßlingen überliefert; auch an einer Stelle zwischen Uhingen und Reichenbach a. d. F. und im Nordostland wurde Gold gewaschen. Am bekanntesten ist der letzte Versuch des Pforzheimer Goldarbeiters Bächler, der sich im Jahr 1818 große Mühe gab, aus dem Sternenfels und Diefenbacher Stubensandstein Gold zu gewinnen; auf das Sternenfels Gold bezog sich auch das Wort Uhlands in dem Gedicht „Württemberg“, das freilich schon aus dem Jahr 1816 stammt, daß „Württemberg selbst ein Körnchen Gold“ habe. Die Ausbeute Bächlers war, wenn sie sich auch nicht eigentlich lohnte, doch immerhin so, daß die Stuttgarter Münze einige Goldstücke aus dem Sternenfels Gold prägen konnte.

Die von falschen Voraussetzungen ausgehenden Versuche, aus dem Stubensandstein Eisen und Kohle zu gewinnen, waren von vornherein aussichtslos, obwohl kleine Kohlenschmilzen aus zusammengeschwemmten Pflanzenresten gelegentlich vorkommen. Um so größere Bedeutung hatte der Stubensandstein jahrhundertlang als Rohmateriallieferant der württembergischen Glashütten, die mit fürstlicher oder kirchlicher Unterstützung in den armen, aber holzreichen Stubensandsteingegenden errichtet wurden. Häufig weisen Namen, die mit „-hütten“ zusammengesetzt sind, auf derartige alte Glashütten hin. Als älteste Glashütte auf Stubensand-Grundlage werden Alt-Lautern und Stangenbach 1488 und 1505 erwähnt. Vom Jahr 1508 bis ins 17. Jahrhundert bestand eine Hütte in Unterkochen; 1568 wurde die Glaserzeugung in Fischbach bei Sulzbach a. K., 1605 in Altfürstenhütte, 1690 in Altersbach bei Murrhardt aufgenommen. 1695 erfolgte die Gründung von Neufürstenhütte, 1700 entstanden die Hütten von Juxwald und Spiegelberg, wo neben Hohlglas vor allem Spiegelglas hergestellt wurde (zum Beispiel die Spiegel des Ludwigsburger Opernhauses). Im Jahr 1865 wurde die Groß-Erlacher-Hütte als letzte Glashütte des Mainhardter Waldes nach Zuffenhausen verlegt; die heutigen Glashütten des Landes verwenden keinen Stubensand mehr, da ihnen dieser zu unrein, insbesondere zu tonreich ist.

Eine ganz eigentümliche technische Verwendung erfahren schließlich zwei örtlich begrenzte Stubensandsteinvorkommen des Strombergs. Ihr ziemlich unansehnlicher und durch Einschlüsse verunreinigter Stein wird seit mehr als hundert Jahren in einem komplizierten Verfahren, das der Porzellanherstellung



3. Verkieseltes Stück eines Nadelholzstammes („Kieselholz“), aus den eiszeitlichen Schottern von Murr, ursprünglich aus dem Stubensandstein stammend.



4. Schädel eines breitköpfigen froschähnlichen Panzerlurchs (*Gerrothorax pulcherrimus*), etwa $\frac{1}{4}$ natürl. Größe. Prachtstück, Unikum aus dem Stubensandstein von Pfaffenhofen (Orig.-Naturkundemuseum Stuttgart).



5. Lebensbild der wasserbewohnenden Wirbeltiere der Stubensandsteinzeit nach Funden im Stromberg: drei kleine Schmelzschupperfische, ein Lurcfisch (*Ceratodus*), ein langschmauziges Scheinkrokodil (*Mystriosuchus*), Köpfe von langschädeligen und breitschädeligen Panzerlurchen. Schachtelhalmgewächse; im Hintergrund ein großer Landdinosaurier (*Plateosaurus*).



6. Teilansicht der 1939 entdeckten Stubensandstein-Höhlengänge am Hohen Bopser bei Stuttgart.

ähnelt, durch Vorbrennen, Mahlen, Auswaschen und endgültiges Brennen mit 1200° zu feinsten Schleifsteinen von zwölf verschiedenen Härtegraden verarbeitet; die fertigen Poliersteine gehen zum größten Teil ins Ausland. Das Merkwürdige ist, daß allein diese beiden lokalen Stubensandsteinvorkommen sich für diese Fabrikation eignen sollen, da nur bei ihrem Gestein die Quarzfeinbestandteile beim Schlußbrand nicht verschmelzen, sondern leicht aneinandersintern.

Alle diese Verwertungen des Stubensandsteins zusammen reichen aber mengenmäßig nicht entfernt an den Verbrauch des aus der Stubensandsteinstufe gewonnenen weißen Sandes heran, wie er jahrhundertlang weit über die eigentlichen Stubensandsteingebiete hinaus im ganzen württembergischen Unterland vertrieben wurde. Ohne daß im einzelnen oft eine genaue Trennung möglich ist, lassen sich dabei drei Hauptverwendungen des Sandes unterscheiden: Die Verwendung als Schreibsand, als Bausand und als Feg- und Einstreusand in die Stuben, wovon die ganze vierte Schichtstufe des Mittleren Keupers im fränkisch-schwäbischen Raum auch wissenschaftlich den Namen „Stubensandstein“ erhalten hat.

Der feine Schreibsand, der früher zum Löschen der schwer trocknenden Tinte vor allem in den Amtsstuben benützt wurde, wird meist auch „Silbersand“ genannt; doch ist der Ausdruck vieldeutig, da überhaupt feinere Qualitäten des Stubensands als „Silbersand“ angepriesen wurden. Auch wird der höher-

liegende Rätsandstein, der ebenfalls Schreibsand lieferte, als „Silbersandstein“ bezeichnet. Quantitativ wird die Gewinnung des Schreibsands aus dem Stubensand nicht allzusehr ins Gewicht gefallen sein; immerhin bemerkt O. Fraas 1860 in seiner launigen Art, daß von dem Schreibsand im ganzen „bei der schwäbischen Vielschreiberei denn doch eine namhafte Summe alljährlich konsumiert werde“. Der Bausand, für den sich nur bestimmte Lagen des Stubensandsteins eignen, wurde meist durch Zusatz von Kalk zur Mörtelbereitung verwandt; die alten Bauten Stuttgarts waren fast ausschließlich mit Stubensandmörtel aufgemauert. Die Verwendung als Bausand ist heute noch nicht ganz erloschen; so wird in Oberrot mit seinen Teilgemeinden noch in großem Umfang Bausand aus zahlreichen Stubensandgruben gewonnen und bis Stuttgart und nach Norden bis Künzelsau abgesetzt.

Die weitaus größte Masse Stubensandstein wurde als Putz- und Fegsand, als eigentlicher „Stubensand“ verbraucht; gab es doch jahrhundertlang kein ordentliches Bürger-, Handwerker- oder Bauernhaus des Unterlandes, in dem nicht der weiße Sand regelmäßig zum Putzen und Reinhalten der Stuben benützt wurde. O. Fraas schreibt: „Es hat diese Schichte des Keupers den Beruf, Haus und Zimmer uns rein zu halten und darf man wohl aus dem Verbrauch von Fegsand auf den Sinn für Reinlichkeit und Wohlstand einen Schluß ziehen.“ Um welche Sand-

mengen es sich dabei handelte, läßt eine Angabe von *Fraas* ersehen, nach der noch um 1860 die damalige Stadt Stuttgart allein von ihren beiden Vororten Gablenberg und Heslach alljährlich gegen 100 000 Simmri Sand (= 2 200 000 Liter) erhalten habe; für die Masse des Sandverbrauchs zeugten nach *Fraas* auch ebenso die „colosalen Sandgruben der Umgebung“, wie „die Versandung der Dohlen“, in die der Fegsand nach dem Gebrauch geschwemmt wurde. Diese Sandmasse war aber nur ein Teil des Gesamtverbrauchs der damaligen Stadt Stuttgart, die mit Cannstatt u. a. auch von Korb und vom westlichen Schurwald (Kernengebiet) Sand erhielt, und sie war erst recht nur ein Bruchteil des im gesamten Neckarland landauf, landab verbrauchten Stubensands*. So ist auch zu verstehen, daß überall, wo in den Stubensandsteingebieten geeignete Schichten anstanden, ganze Waldteile nach Sand durchwühlt wurden, und manche auffallende Unebenheit in den Wäldern der Stubensandsteinhöhen ist auf einstiges wildes Sandgraben zurückzuführen.

Obwohl die Zeit, in der in den Städten und Dörfern um den Neckar die Sandbauern mit dem langgezogenen Ruf „Sand, Sand! Kauft Fegsand“ durch die Straßen zogen, noch gar nicht so weit zurückliegt, ist die Erinnerung an die Sandbauern und an die Verwendung des Sandes in den Haushalten schon weitgehend verloren gegangen. Der Fegsand diente zunächst der Reinigung der einst in den Haushalten vorhandenen zahlreichen hölzernen Kübelgeschirre. Vor allem in den Bauernhäusern gab es Küchengelten, Stallgelten, Schöpfkübel, Melkkübel und mancherlei Züber aus Holz, die täglich oder vor dem Gebrauch mit Sand und einem feuchtem Strohwisch geschauert und dann sauber gespült wurden. Etwa von 1880 an kamen erst in den Städten, dann auch auf dem Lande die Küchengefäße aus Blech auf. Damit ging die Verwendung des Fegsands als ideales Reinigungsmittel für die Holzgefäße mehr und mehr zurück, eine Entwicklung, die durch die Einführung industriell erzeugter Reinigungsmittel noch beschleunigt wurde.

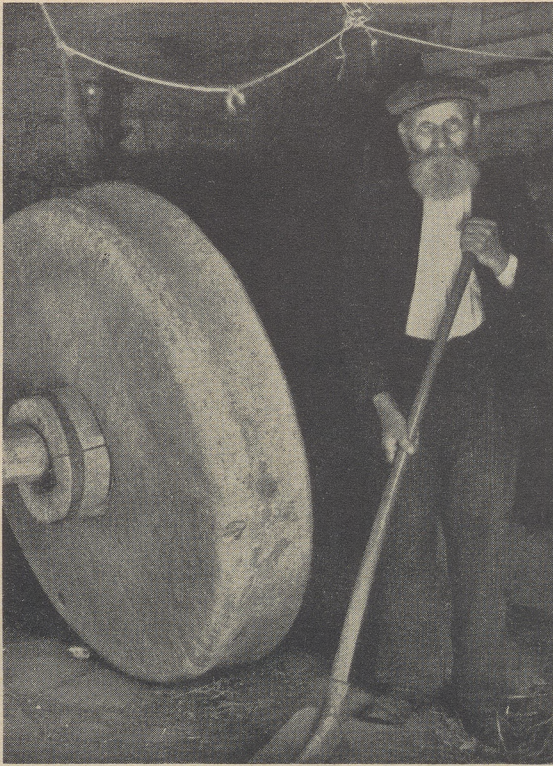
Die Hauptmasse des „Stubensands“ aber wurde zum „Sandeln“ der Stuben, Gänge und Treppen verwandt, d. h. der weiße Sand wurde auf die Böden der Hausräume gestreut; dieser Brauch muß sehr alt sein und war nicht auf den schwäbisch-fränkischen Raum beschränkt. Gesandelt wurde, wo und solange man tannene Stubenböden hatte und mit genagelten

* Auf der Alb wurde als Putz- und Fegsand „Dolomit-Sand“ des Oberen Weißen Jura, gegen die Donau zu und in Oberschwaben Tertiär-Sand verwandt.



7. Der 80jährige Sandfuhrmann Schatz von Korb auf seinem Kastenwagen, mit dem er ein Leben lang seinen Stubensand in das Neckar- und Enztal gefahren hat.

Acker-, Stall- und Straßenschuhen in die Stuben trat. Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts waren die Böden in den Bauern-, Handwerker- und Kleinbürgerhäusern überall im Land aus Tannenholz. Mindestens einmal in der Woche wurden diese Böden aufgewaschen, mit Wasser und Sand (im Winter auch mit Schnee) gründlich gefegt, naß gebürstet und aufgetrocknet; um den durchfeuchteten Weichholzboden schneller trocken zu bekommen, wurde er mit frischem Sand bestreut, der die Nässe aufsaugte (in manchen Gegenden des Schwarzwalds wurde der aufgewaschene Stubenboden mit trockenen Fichtennadeln bestreut, Mitteilung von August Lämmle). Der Sand wurde dann aber nicht abgekehrt, sondern blieb liegen; man ging also auf dem Sand, wobei es „knirfte“ (Remstal). Der Sand schützte das weiche Holz vor Verletzungen durch die genagelten Schuhe, verlieh dem Boden eine schneeweiße Farbe und nahm auch den abfallenden Stiefeldreck auf, der dann zusammen mit dem Sand weggekehrt werden konnte. Man ließ den Sand offenbar sehr verschieden lange in den Stuben liegen. Vielfach, besonders in der späten Zeit,



8. Alte Sandmühle in Sternenfels mit dem Besitzer, dem alten Sandbauern Christian Mannuß.

ward er am Samstag gestreut und verblieb bis Sonntagabend; in anderen Häusern lag der Sand länger, ja blieb er die ganze Woche liegen. Je nach der Zahl der Familienmitglieder, die den Sand vertraten und verschmutzten, beließ man den Sand etwa bis zur Mitte der nächsten Woche; „bessere“ und besonders reinliche Leute kehrten den Sand dann hinaus und putzten und sandelten dann sofort wieder, so daß es bis zum Samstag reichte. Die Hausfrauen bemühten sich natürlich, die Sanddecke fein gleichmäßig aufzubringen, ja es gab übergewissenhafte Hausfrauen, die mit einem Rechen ein Muster auf den Sand zeichneten, was zur Folge hatte, daß die Familienmitglieder, um die kunstvolle Sanddecke zu schonen, die gute Stube nicht mehr betreten durften.

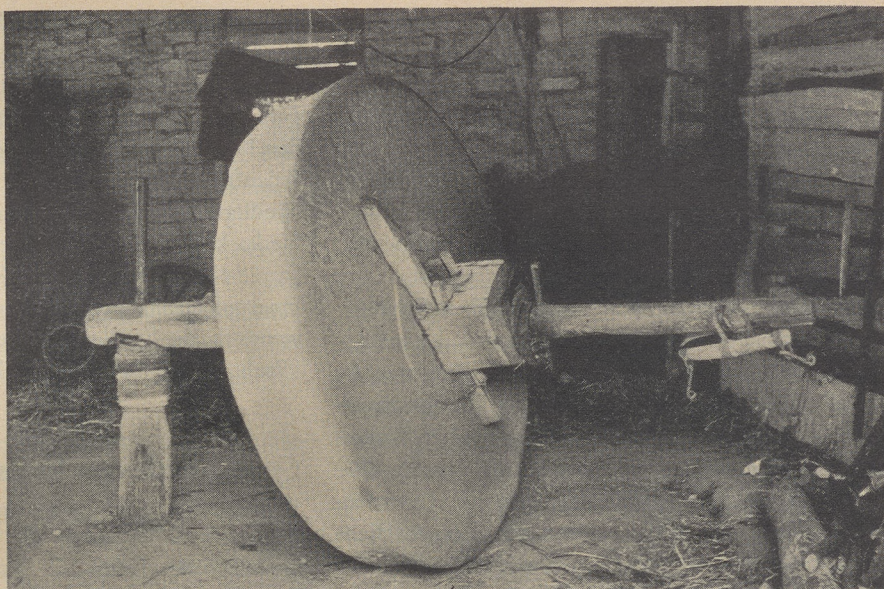
Als in den Städten die befestigten Straßen die Regel wurden, konnten auch in den Handwerker- und Kleinbürgerhäusern die Böden geölt, gestrichen oder gewichst werden; zusätzlich kamen die Hartholzböden, vor allem die Parkettböden und die fugenlosen Linoleumböden auf. Damit ging die Verwendung des „Stubensands“ zuerst in den Städten, in Nachahmung aber auch auf dem Lande, schnell zurück. Schon nach 1900 boten nur noch wenige Sandbauern ihren Fegsand in

Stuttgart an, und selbst für sie war es schwierig, ihr Erzeugnis abzusetzen. Vielfach wurde ihnen der Sand mehr nur noch aus alter Gewohnheit als aus wirklichem Bedürfnis abgenommen; so soll eine alte, in der Hohenheimer Straße in Stuttgart wohnende Professorenwitwe ihrem langjährigen Sandbauern aus Mitleid nach und nach soviel Sand abgenommen haben, daß die Erben nach dem Tode der Frau eine ganze Kammer voll Stubensand vorfanden.

Eine weitere Verwendung des Stubensands kann nicht verschwiegen werden: die Verwendung zum Füllen der Spucknapfe, die bis nahe an die Jahrhundertwende in allen Amtsstuben, Schulen (!), Wartesälen und in den Wohnungen standen. Es waren in der Regel ziemlich große, viereckige, mit Sand gefüllte Kästen, die in den Wohnungen noch mit einem Stiel zum bequemen Heranziehen versehen waren. Erst später kamen die hygienischen wassergefüllten Blechgefäße auf. Jedenfalls aber wurde auch für die vielen Spucknapfe eine nicht unbeträchtliche Sandmenge benötigt, und der Hausmeister einer großen Behörde hatte zu tun, bis er am Wochenende alle seine Spucknapfe mit frischem Sand versorgt hatte. Unerklärlich ist es freilich, warum damals ein solches Bedürfnis nach Spucknapfen bestand (oder warum heute kein Bedarf mehr für sie besteht)? Vielleicht waren die Spucknapfe um die Jahrhundertwende nur noch eine Art Atavismus, eine ihrer eigentlichen Zweckbestimmung längst entkleidete Erinnerung an Zeiten, in denen das Taschentuch noch nicht allgemein verbreitet und ein Luxusgegenstand kleiner Kreise war?

Die Gewinnung des „Stubensands“ erfolgte entweder aus festem Stubensandstein, der gebrochen, zerklopft oder in „Sandmühlen“ gemahlen wurde, oder es wurden unverfestigte Lagen über Tage in Sandgruben oder unter Tage in Höhlen und regelrechten Stollen auf Sand ausgebeutet. Die Spuren der alten Sandgruben sind überall in den Stubensandsteingebieten noch zu finden, auch haben sich manche der unterirdischen Grabungsstellen bis heute erhalten: auf Markung Endersbach befindet sich unterhalb des „Hirschkopfs“ ein über 50 m langer Stollen mit vielen Nebengängen, aus dem jahrhundertlang schöner weißer Fegsand gegraben worden ist; das „Götzenloch“ bei Eschach, Kreis Gmünd, ist eine durch das Sandgraben vergrößerte natürliche Stubensandsteinhöhle. Unbedeutend sind die kleinen Löcher am Steinreinacher Kopf bei Korb; die größte erhaltene unterirdische Stollenanlage liegt wohl beim Königsbrunnhof in der Nähe von Rudersberg, wo noch in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts große Mengen Stubensand gewonnen wurden. Alte Sand-

9. Die Sternenfelser
Sandmühle von der
Außenseite mit
dem Göpel.



höhlen gab es auch am Österberg bei Tübingen, und noch im Jahr 1920 wurde bei Ellwangen Stubensand unter Tag gegraben, um Feinsand zur Herstellung von Scheuermitteln zu erhalten. Vor allem gehören auch die im Jahr 1939 durch einen Zufall entdeckten, ausgedehnten Höhlengänge am Hohen Bopser bei Stuttgart hierher (Bild 6).

Wenn auch wohl überall, wo geeignete Stubensandsteinschichten vorhanden waren, Fegsand für den örtlichen Bedarf gegraben wurde, so gab es zugleich Gebiete und Orte, in denen Sandgewinnung und Sandhandel jahrhundertealte Tradition und bestimmende, ja ausschließliche Erwerbsquelle der Bewohner waren. Von diesen Sandbauerndörfern wurde der Fegsand weit hinaus ins Vorland der Stubensandsteinhöhlen vertrieben. Ein solcher Mittelpunkt des Sandhandels war zum Beispiel Korb, das die Ludwigsburger, Marbacher, Bietigheimer und Besigheimer Gegend, zusätzlich auch Stuttgart-Cannstatt mit Sand versorgte. Der Sand wurde mit der Spitzhacke gegraben, gesiebt, in kleine, längliche Säcke gefüllt und mit einspännigen Kastenwagen ins Land gefahren. Bild 7 zeigt den heute 80jährigen Sandbauern Christian Schatz von Korb, früher kurz „Sand-Schatz“ genannt, auf seinem Wagen, mit dem er noch bis zum Beginn des letzten Kriegs dreimal in der Woche seinen weißen Sand ins Neckar- und Enztal gefahren hat. Das Löwensteiner Bergland lieferte den Stubensand für die Heilbronner Gegend; Rudersberg war für die Versorgung des dicht besiedelten Remstals wichtig. Das bestimmende Sandhandelsdorf des Oberen Gäus war Rohrau bei Herrenberg; noch um die Jahrhun-

dertwende gab es dort zehn Sandbauern, die vom Sandhandel lebten.

Der größte Sandhandelsplatz des ganzen Landes war unstreitig die am Westabfall des Strombergs liegende Gemeinde Sternenfels; nicht umsonst werden ihre Bewohner „Sandhasen“ genannt. Sternenfels zeigt auch, daß die Konzentrierung des Sandhandels nicht nur auf geeignete Sandvorkommen, sondern vor allem auch auf wirtschaftliche Verhältnisse zurückzuführen ist; im übrigen Stromberggebiet gab es genügend Stubensandsteinlagen, die sich zur Sandgewinnung eigneten, ohne daß es dort zu einem größeren Sandhandel kam; nur kurze Zeit wurden in Eibensbach und Häfnerhaslach versuchsweise Sandmühlen betrieben. Sternenfels hatte von je eine kleine und geringwertige Markung, die die umtriebigen Bewohner zwang, sich ganz auf Handel, vor allem mit Sand, aber auch mit Backkörben, Strohmatte und ähnlichen Erzeugnissen einzustellen, sofern sie nicht als Steinhauer in den vielen Werksteinbrüchen der Gegend Arbeit fanden.

Der Umfang des einstigen Sternenfelser Sandhandels geht aus der Zahl der Sandbauern hervor, die von Sternenfels aus ihren Stubensand nach allen Himmelsrichtungen vertrieben haben; im vorigen Jahrhundert gab es in Sternenfels zeitweise nicht weniger als 54 Sandbauern. Der Absatz ging über die nächste Umgebung hinaus in Richtung Heilbronn bis Nordheim (während Heilbronn selbst von Löwenstein aus versorgt wurde), ins Enztal bis Vaihingen, Pforzheim und Wildbad, ins Badische bis Sinsheim und nach Oscar Fraas bis ins Rheintal. Die einzelnen Sandbauern

hatten das Absatzgebiet mehr oder weniger unter sich aufgeteilt und befuhren in regelmäßigen Abständen bestimmte Routen, auf denen sie ihre festen Abnehmer hatten. So fuhr der alte Christian Mannuß (Bild 8) regelmäßig mit seinem Einspannerwagen nach Wildbad. Die Fahrt dauerte zwölf Stunden; es wurde die Nacht durchgefahren; der Fahrer konnte dabei ruhig etwas schlafen, da es keine Kraftwagen gab und das Pferd den Weg von selbst wußte.

In Sternenfels wurde nur zum Teil loser Sand gegraben. Sonst wurden weiche Stubensandsteine gebrochen; als das Material knapp wurde, brachten die Sternenfelser Sandbauern auch Stubensandsteinbrocken bei der Heimfahrt aus dem übrigen Stromberg mit nach Hause, zusätzlich wurde das seit 1760 abgängige, stattliche Schloß der Herren von Sternenfels in wenigen Jahrzehnten von den Sternenfelsern bis auf den letzten Stein in Sand verwandelt! Die Steine wurden in „Sandmühlen“ gemahlen, zeitweise liefen bis zu 30 Sandmühlen. Die einzig erhaltene Mühle dieser Art (Bild 9) ist sicher über 100 Jahre alt und wert, als Kulturdenkmal geschützt zu werden. Technisch handelt es sich um einen einfachen Kollergang mit einem Laufstein aus Buntsandstein, der einen Durchmesser von 1,50 m und eine Dicke von 0,29 m hat; der Laufstein wurde durch einen Göpel bewegt, an dem ein Pferd im Kreise lief*. Die Stubensandsteinbrocken wurden mit der Schaufel unter den laufenden Stein geschoben und auf dem Plattenboden zerquetscht; im einfachen Arbeitsgang wurde nach Mitteilung des Besitzers Fegsand, im mehrfachen Mahlgang feinerer Sand für technische Zwecke, zum Beispiel als Zusatz bei der Seifenherstellung oder als Schreibsand („Silbersand“) gewonnen. Die Leistung der Sandmühle betrug täglich etwa 20 Zentner; der gemahlene Sand wurde gesiebt und ursprünglich nach Maß (Simmri), später auch nach Gewicht verkauft. Zuletzt betrug der Preis für 1 Zentner Fegsand etwa 3 Mark. Freilich reich geworden ist keiner der meist sehr kinderreichen Sternenfelser Sandbauern, trotz aller Geschäftigkeit und allen Fleißes, und es sind mancherlei Geschichten über sie in der Gegend im Umlauf. Böse Zungen behaupten, daß sie zu keinem Wohlstand gekommen seien, weil der Sandhandel besonders durstig gemacht habe; auch wird erzählt, daß sie jeweils im Herbst Pferd und Wagen verkauft hätten, um für den Erlös einen Ofen und

ein Bett einzutauschen, und daß sie dann im Frühjahr wieder Bett und Ofen in ein Pferd umgesetzt hätten. Meist waren es alte, abgenutzte Tiere, die erst aufgefüttert und durch vorgestreute Apfelschnitze an den Kreislauf am Göpel gewohnt werden mußten.

Jedenfalls aber, wenn auch im Umkreis des Sandhändlerdorfs Sternenfels und überhaupt im ganzen Neckarland der Ruf der fahrenden Sandbauern „Sand, Sand! Kauft Fegsand!“ verklungen ist, soll die Erinnerung an sie und an die einst so umfangreiche Verwendung der weißen Sandsteine unseres Landes als „Stubensand“ nicht ganz verloren gehen.

Quer durch den Stromberg

Eine Wanderung mit der Volkssage als Gefährtin

Von Theodor Bolay

Der südlichste Höhenzug des Strombergs trug auf seiner höchsten Erhebung einst die Eselsburg. Bereits in vorgeschichtlicher Zeit war die Höhe mit einem Ringwall befestigt, und zwischen 1194 bis 1252 waren die Herren von Eselsburg hier ansässig. Später kam die Burg in den Besitz der Grafen von Vaihingen und im Jahre 1356 an Württemberg. Längst sind die Mauern der Burg zerfallen, aber noch reitet zuweilen in mitternächtlicher Stunde der „Burgreiter“ auf seinem Schimmel hinunter ins Tal, den eigenen Kopf unterm Arm tragend, und mancher, der ihm begegnete, erbleichte vor Schrecken! Und auch die Leute von Häfnerhaslach wissen zu erzählen, daß an der Holdersteig nachts ein Reiter ohne Kopf auf einem Schimmel einsam dahinreite. Und aus dem nahen Horrheim wird berichtet, daß einmal nachts 12 Uhr ein spät heimkehrendes Fuhrwerk über die Brücke fahren wollte. Allein die Pferde blieben stehen, bis der Geist, der an der Brücke stand, verschwunden war. Und wenn wir schon von hier oben nach dem nahen Horrheim hinunterschauen, dessen „Türkenblut“ gar in der Landeshauptstadt jederzeit in gutem Rufe stand, so gedenken wir auch der beiden Spaßvögel, von denen der Volkswitz zu erzählen weiß:

Ein Weingärtner aus Horrheim war nach Amerika ausgewandert. Bald darauf schrieb er einen Brief in seine alte Heimat und konnte darin sich nicht genug tun, all das Neue, das sich ihm drüben zeigte, zu berichten. So schrieb er auch, daß in Amerika so dicke Baumstämme zu finden wären, daß zwei Holzfäller 14 Tage lang drauf schlügen, daß die Späne flogen, und trotzdem hätten sie einander noch nicht sehen können. Als der Horrheimer diesen Brief erhielt,

* Gleichartige Mühlen waren auch zum Mahlen des als Düngemittel verwandten Gipses im Gebrauch; gerade die erhaltene Sandmühle war vielleicht ursprünglich eine Gipsmühle. In Sternenfels wurde auch Gips der „Bunten Mergel“ wie der Sand vertrieben.